



Bild von Götz Eisenberg

Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

Der Mann mit dem Hund

„Ich habe nie geleugnet, sentimental zu sein: Man misstraut dem, was kommen mag, und hält so lange an einem beglückenden Gefühl der Vergangenheit fest, wie es eben geht – auch auf die Gefahr hin, dass man damit die Kräfte mindert, die für die Gegenwart nötig wären.“

(Ralf Rothmann)

Bei einer Massenpanik, die bei einer Halloween-Party in Seoul ausbrach, kamen auf der Partymeile über 150 Menschen ums Leben. In den engen Gassen kam es zu einem Gedränge, viele Leute stürzten, wurden von den Nachdrängenden tot getrampelt, erstickten oder starben an Herzstillstand. Die Zahl der Opfer könne noch steigen, heißt es am Tag danach. Halloween gilt allgemein als das „Fest des Grauens“, insofern passt das Geschehen in Seoul zu diesem Tag. Das „Fest des Grauens“ soll seinen Ursprung in Irland haben. Der keltischen Mythologie nach machten sich an diesem Tag die Toten auf die Suche nach den Lebenden, die im nächsten Jahr sterben sollten. Zur Abschreckung der bösen Geister verkleideten sich die



Bild von [Yuri](#) auf [Pixabay](#)

Menschen mit furchterregenden Kostümen und spukten selbst bei Nacht durch die Straßen. Von diesem mythologischen Ursprung ist, wie bei allen Festen, kaum etwas geblieben. Der Konsum hat sie vereinnahmt und ihres spirituellen Gehalts entkleidet. Halloween ist heute nur eine willkommene Gelegenheit, die Sau rauszulassen und sich zu betrinken. Und dennoch hat sich nun hinterrücks die Verbindung zum Thema Tod noch einmal hergestellt. Bei mir stellte sich angesichts der Nachrichten aus Seoul jedenfalls ein Gefühl der Evidenz ein. Der zeitgenössischen Feierwut wohnt etwas Destruktives inne. Das Gegröle der Betrunknen, die beinahe jede Nacht durch unsere Straße ziehen, hat etwas Verzweifelt-Aggressives, und es würde mich nicht erstaunen, wenn am nächsten Morgen Tote und Verletzte am Straßenrand und in Hauseingängen lägen.

*

Kapitalismus heißt Herrschaft der toten über die lebendige Arbeit, er ist stets darauf aus, Lebendiges zu Totem zu machen. Das zum Kapital mutierte Geld verleiht sich lebendige Arbeit ein, um sich zu vermehren und das aufgehäufte Geld in Maschinerie - also tote, geronnene Arbeit - zu investieren, die wiederum lebendige Arbeit einsaugt. Ein vampiristischer, nekrophiler Kreislauf, der solange nicht zur Ruhe kommt,



Bild von [Anita S.](#) auf [Pixabay](#)

bis wir alle von der Übermacht des Toten verschlungen und selbst in lebendige Tote verwandelt worden sind. In kapitalistische Zombies, wie sie zuhauf unsere Städte bevölkern. Noch

gibt es vereinzelte Zuckungen des niedergedrückten Lebens, das sich verzweifelt auf dem Asphalt festklebt und dabei Gefahr läuft, von Automobilen plattgewalzt zu werden. Das von den Menschen selbst Hervorgebrachte verschlingt seine Schöpfer. Die Menschen werden zu Sklaven der riesigen Maschinerie. Der in Zahnräder eingeklemmte Charlie Chaplin hat diese grundlegende Perversion des Kapitalismus genial in Szene gesetzt. Daran hat auch der Übergang zum Staatssozialismus nichts geändert.

An die Stelle des kapitalistischen Staates kann ein sozialistischer treten, ohne dass damit eine Befreiung des Menschen verbunden ist. Staat ist, wie Anarchisten wie Gustav Landauer früh gesehen haben, Herrschaft des Menschen über den Menschen. Die Menschen haben mit ihm den Tod zwischen sich gesetzt an die Stelle des Lebens. Wenn ich mir noch irgendeine Art von Wiederauferstehung einer revolutionären

Strömung vorstellen, dann am ehesten eine in der Tradition des Anarchismus und Anarchosyndikalismus. Die anderen linken politischen Strömungen und Parteien haben seit rund 100 Jahren in puncto Autonomie und Befreiung kaum etwas oder nichts zu bieten. Seit der blutigen Niederwerfung des Kronstädter Aufstands im Jahr 1921 gehörte die Sowjetunion nicht mehr zu den Bedingungen, die Hoffnung machten. Mit Sozialismus hat die Sowjetunion seitdem höchstens eine missbrauchte Bezeichnung gemein. Ich habe mich mit diesem traurigen Thema in einem Kapitel meines Buches *Zwischen Anarchismus und Populismus* beschäftigt, das *Der Kommunismus, der aus der Kälte kam* überschrieben ist. In der Tradition des Anarchismus schlummern dagegen Freiheitspotenziale, die es lohnen würde freizulegen. In der Geschichte des Anarchismus gibt es keine Gulags. Man kann natürlich einwenden, der Anarchismus sei bisher nirgends zur Macht gelangt – was er eigentlich auch nicht anstrebt und seinem Wesen widerstrebt – und habe keine Gelegenheit gehabt, Straflager und Gefängnisse zu errichten. Der historischen Ehrlichkeit halber sei angemerkt, dass sich zu Beginn des Spanischen Bürgerkrieges, in dem die Anarchisten anfangs eine maßgebliche Rolle spielten, der Hass auf die Kirche austobte und Tausende von Priestern, Nonnen und Mönchen massakriert wurden. Manche Anarchisten erschraaken selbst über das Ausmaß der Gewalt, die sich da auch im Namen des Anarchismus oder Leuten, die sich auf ihn beriefen, entlud. 1936 hat das spanische Volk zum ersten Mal in seiner Geschichte das Wort ergriffen. Zuerst hat es die Kirche und die Großgrundbesitzer angegriffen, die Vertreter der angestammten Ordnung seit eh und je. Mit den niedergebrannten Kirchen und Klöstern, mit den niedergemetzelten Priestern verwies es auf seinen Erbfeind. Das soll keine Entschuldigung der Brutalität sein, aber der Versuch einer historisch-soziologischen Erklärung. Ich setze auf den Anarchismus, weil ich davon überzeugt bin, dass er heute eine ganz andere Aktualität besitzt wie zu Marx' Zeiten. Und zwar vor allem wegen seines Begriffs der Geschichte. Marx verstand soziale Revolution

An die Stelle des kapitalistischen Staates kann ein sozialistischer treten, ohne dass damit eine Befreiung des Menschen verbunden ist

und Sozialismus als das mehr oder weniger unausweichliche Resultat der ökonomischen Entwicklung des Kapitalismus und seiner Widersprüche. Er und seine sozialdemokratischen Erben identifizierten sich folglich mit dem „progressiven Kapitalismus“ und all seinen Implikationen, einschließlich parlamentarischer und politischer Aktionen innerhalb der kapitalistischen Rahmenbedingungen. Bakunin für seinen Teil sah soziale Revolution und Sozialismus als Resultat der revolutionären Aktion von Menschen, angetrieben durch die moralische Überzeugung von der Scheußlichkeit und menschlichen Unannehmbarkeit der kapitalistischen Welt. Der eine wartete darauf, dass die Bedingungen der Revolution heranreifen, der andere hielt die Revolution jederzeit für möglich, vorausgesetzt, der Wille und eine hinreichende Entschlossenheit der Akteure lägen vor. Da wir von einer der Geschichte innewohnenden Tendenz zum Sozialismus nach der Erfahrung des Faschismus nicht mehr ausgehen können, gewinnen der sogenannte subjektive Faktor und die Kategorie des „existentiellen Ekels“ vor Formen bürgerlichen Verkehrs ein ganz anderes Gewicht. Hans-Jürgen Krahl und Rudi



*Helmut Reinicke
Rudi Dutschke: Aufrecht
Gehen. 1968 und der
libertäre Kommunismus
(Bibliothek des
Widerstands)*

*LAIKA Verlag, 10/2012
200 S., Tb, 29,90 €
ISBN: 978-3942281812*

Dutschke haben das auf dem Höhepunkt der Revolte ebenfalls so gesehen und [in ihrem 1967 gehaltenen „Organisationsreferat“](#) thematisiert. Gedruckt findet man dieses in Helmut Reinickes Buch „Rudi Dutschke“. Das, was früher am Anarchismus als „Voluntarismus“ kritisiert und gegeißelt wurde, ist heute das, was seine Aktualität begründet: Die Revolution wird nicht mehr als Produkt objektiver Widersprüche ausbrechen, sondern allenfalls dann, wenn eine hinreichend große Zahl von Menschen sie wollen und für sie zu kämpfen bereit sind. Die Zeit für eine grundlegende Veränderung ist längst reif, woran es mangelt ist der menschliche Wille, die objektiven Möglichkeiten zu realisieren. An die Diskussionen der späten 1960er Jahre hätten wir heute anzuknüpfen. Mir scheint, wir waren damals weiter und eher auf der Höhe der Zeit. Ich habe die Frage der Aktualität des Anarchismus in meinem Buch *Zwischen Anarchismus und Populismus* im Abschnitt *Der „subjektive Faktor“* ausführlich behandelt.

Doch noch einmal zurück zum Ausgangsthema. Nekrophilie ist laut Erich Fromm das Resultat verhinderten und ungelebten Lebens. Das Tote oder Totgestellte überwuchert das Lebendige in den Menschen, schließlich fühlt sich der Nekrophile mehr vom Toten als vom Lebendigen angezogen. Er ist stets darauf aus, Lebendiges in Totes zu verwandeln. In dem Maße, wie ein Mensch in den Bann des Toten in sich selbst gerät, wird auch seine Produktionsweise eine tödliche werden: Innen soll kein Gefühl, außen alles tot sein. Alles Lebendige erinnert ihn daran, dass auch er einmal wie ein Mensch hatte leben wollen. Die beiden Tendenzen liegen eine Weile im Widerstreit, dann siegt irgendwann das Prinzip des Toten. Es sei denn, es geschähe etwas, dass diese Dynamik brechen und der Liebe zum Lebendigen Auftrieb geben

würde. Solange unter der Asche noch ein Fünkchen der Lebendigkeit glimmt, besteht Hoffnung. Angefacht werden kann dieser Funke aber nicht durch irgendwelche esoterischen Mätzchen, sondern nur durch einen historischen Wind, der auch uns alten Säcken noch einmal Feuer unter dem Hintern machen würde.

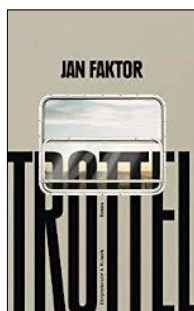
„Und so tendiert meine Überzeugung, irgendwie bedeutend zu sein, logischerweise gegen null. Alles andere wäre ja absurd.“

(Jan Faktor)

Ein Blick aus dem Fenster zeigt mir, dass heute womöglich die letzte Gelegenheit besteht, noch einmal in die Lahn zu springen und ein paar Züge zu schwimmen. Die Sonne hat den morgendlichen Nebel aufgezehrt, und strahlt nun von einem tiefblauen Himmel. Zur Einstimmung hörte ich ein paar alte Platten und Stücke, zum Beispiel Lodi von Creedence Clearwater Revival und I'm Going Home von Alvin Lee, das er seinerzeit in Woodstock gespielt hat. Mit dem Zusatz: by Helicopter. Und schließlich mal wieder Nwahulwana von Wazimbo, einem weithin unbekanntem Musiker aus Mozambique, das eines meiner melancholischen Lieblingslieder ist. Nichts veranlasst meine Hirnantilope zu solch wilden Sprüngen, wie das Hören alter Musikstücke, die mit Erinnerungen verknüpft sind und Assoziationen auslösen. Ich habe die Rockmusik relativ spät für mich entdeckt. Mein Elternhaus schirmte mich gegen solch gefährliche Einflüsse aus dem englischen Sprachraum perfekt ab. Erst ein kleines Transistorradio, das mir mein Großvater hinter dem Rücken der Eltern schenkte, verschaffte mir in der Oberstufe einen heimlichen Zugang zu Beat und Rock. Richtig kennengelernt habe ich diese erst in meiner ersten Wohngemeinschaft ab den späten 1960er Jahren. Wenn wir unsere Lektüre gegen Mitternacht beiseite legten, lud Burkhard mich in sein Zimmer ein, wo er irgendeine Platte auflegte und uns einen spanischen Brandy einschenkte. Ihm verdanke ich die Begegnung mit Jimi Hendrix, Janis Joplin, vor allem Cream und Colosseum, seinen absoluten Göttern. Die Lebensdauer der britischen Band Colosseum um den Schlag-



©Christel Stroh 2020



Jan Faktor
Trottel

Kiepenheuer
&Witsch

9/2022; geb., 400 S.,

24 €

ISBN: 978-
3462000856

zeuger Jon Hiseman, die Elemente des Jazz und des Rock miteinander verband, fiel mit der antiautoritären Revolte zusammen: 1968 bis 1971.

Am Morgen war ich im wunderbaren Roman von Jan Faktor mit dem äußerst sympathischen Titel *Trottel* auf eine Stelle gestoßen, in der er von seiner Hirnantilope berichtet: „Nun springe ich behände in mein hirneigenes Vapo-

retto und grachte thematisch ganz woandershin.“ Diese Sprünge durchziehen den ganzen Roman und machen ihn zu einem wirklichen Leseerlebnis. Ihr solltet dieses Buch unbedingt lesen! Jan Faktor erhält dieser Tage den Wilhelm Raabe-Literaturpreis, zu dem ich ihm herzlich gratuliere.

Gegen 13 Uhr fuhr ich mit dem Rad zur Lahn. Mein Badeplatz war menschenleer und die Sonne stand gut. Ich setzte mich auf die Treppe und las in einem älteren Buch von Thomas Rothschild, das *Das große Übel der Bourgeoisie* betitelt ist. Er geht mit der Nach-68er-Linken hart ins Gericht. Wer sich der Macht andient, wagt irgendwann nicht mehr die Hand zu beißen, von der er sich füttern lässt. „Da lobe ich mir doch die Nutten, die wenigstens eine ordentliche Bezahlung verlangen, wenn sie mit einem Regierungspolitiker ins Bett gehen.“ Die Sonne wärmte wohligh meinen Rücken, und ich las sicher eineinhalb Stunden in diesem spannenden und bissigen Buch. Drei oder vier Mal sah ich mit schrillen Pfiffen einen Eisvogel vorüber flitzen. Sein Gefieder leuchtete in der tiefstehenden Sonne. Es ging ein kräftiger Wind, der Blätter von den Bäumen riss und über den Fluss trieb. Dann machte ich auf dem Steg ein paar gymnastische Übungen. Plötzlich fühlte ich mich leicht und von einem Strom des Lebendigen durchpulst. Übermütig stieg ich aus meinen Kleidern und stieg in den Fluss. Bei dreizehn Grad Wassertemperatur waren nur ein paar Schwimmszüge drin, aber es war toll und ich genoss es. Es ist auch für mich etwas Besonderes, Anfang November noch in die Lahn zu springen. Als die Sonne hinter den Bäumen versank, fuhr ich nach Hause. Kaum hatte mich der rasende städtische Verkehr wieder verschlungen, war es mit dem Glücksgefühl auch schon wieder vorbei. Ich bereitete eine Kürbissuppe zu, die mir recht gut gelang und wunderbar schmeckte.



Thomas Rothschild
Das grosse Übel der Bourgeoisie
Promedia; 3/2004, Tb,
144 S., 11,90 €
ISBN: 978-3853712177



Bild von [Siegfried Poepperl](#) auf [Pixabay](#)

„Cornille hatte aber kein Recht dazu. Er hatte nicht das Recht, mir meine Würde und meine Selbstachtung zu nehmen. Niemand hat das Recht dazu, denn ohne diese Selbstachtung hört der Mensch auf, ein Mensch zu sein.“

(Georges Simenon: *Der Mann mit dem kleinen Hund*)

Vorn im Park begegnet mir seit Längerem immer mal wieder ein älterer Herr, den ich bei mir den „Mann mit dem Hund“ nenne. Häufig kann man beobachten, dass fiese Typen sich mit fiesen Hunden zusammentun. Diese Hunde sind eigentlich gar keine Hunde, sondern das nach außen verlagerte Aggressionspotenzial ihrer Besitzer.

Hier ist es anders: ein freundlicher Mann hat sich mit einem freundlichen Hund zusammengetan. Der Hund erinnert mich an den Hund Tic aus der Neuverfilmung von *Weites Land* mit Kevin Kostner. Der Mann ist in meinem Alter und von schlichter Eleganz, trägt um diese Jahreszeit eine wärmende Jacke und einen Hut. Hund und Herr sind ruhige Vertreter ihrer jeweiligen Gattung. Er führt seinen Hund, der mittelgroß und ein wenig zottelig ist, an der Leine, lässt ihm aber die Zeit, die er für die Befriedigung seiner Bedürfnisse benötigt. Es scheint ein ruhiges Einvernehmen zwischen den beiden zu existieren. Seit einiger Zeit grüßen wir



Bild von [Mylène auf Pixabay](#)



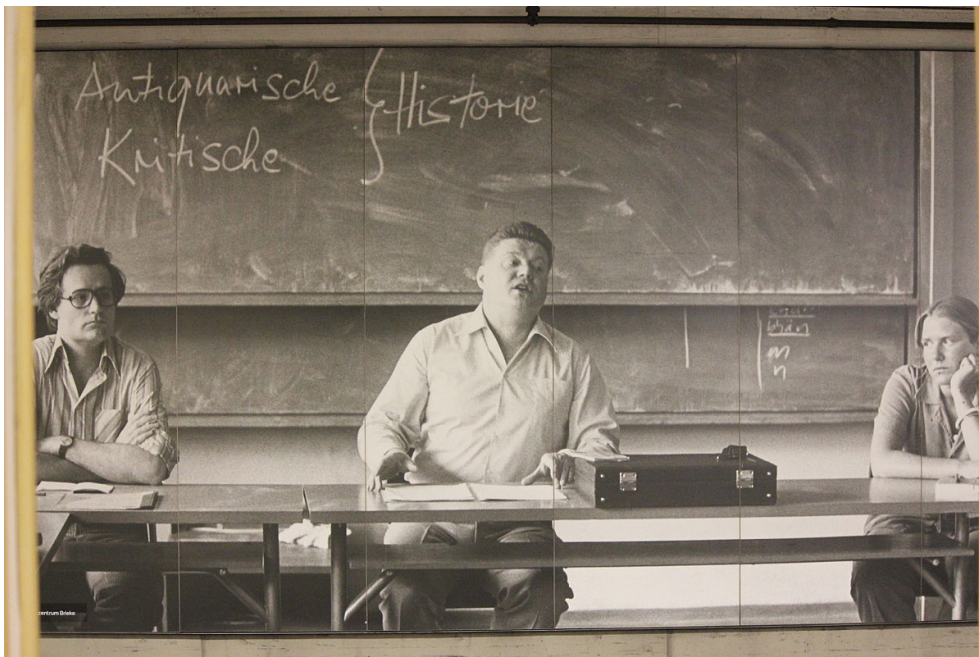
Diogenes Verlag; 9/1998, Tb.,
244 S. gebraucht oft noch
erhältlich
ISBN: 978-3257203776

uns. Schon länger wollte ich ihn auf einen Roman von Georges Simenon hinweisen, der *Der Mann mit dem kleinen Hund* heißt und zu meinen Lieblingsbüchern gehört. Alfred Andersch hat über dieses Buch gesagt: „Hätte Simenon nichts geschrieben, als den *Mann mit dem kleinen Hund*, er hätte das Seine getan.“ Meine beiden aus dem Park erinnern mich stets an dieses von Simenon geschilderte Paar, das aus Herrn Allard und dem Hund Bib besteht. Heute schien mir die Gelegenheit günstig, und ich sprach den Mann an. Es entwickelte sich eines dieser leichten und belanglosen Gespräche, wie sie unter sich fremden Menschen manchmal stattfinden. Währenddessen wuselte der Hund durchs Herbstlaub und stellte hier und da eine Stange Wasser ab. Es gibt in diesem Park viel für ihn zu tun und zu markieren. Der Mann kommentierte das mit den Worten: „Er pieselt nicht, heutige Hun-

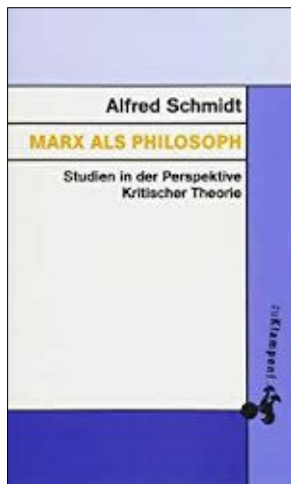
de setzen Posts ab.“ Jetzt schien mir mir der richtige Zeitpunkt, um meinen Buchtipp an den Mann zu bringen. Er gab sich als eifriger Leser zu erkennen und war mit Simenon vertraut. Dieser Roman war ihm bislang aber entgangen und er freute sich über meinen Hinweis. In der bevorstehenden dunklen Jahreszeit müsse man stets ein paar gute Bücher auf Lager haben, sagte er, und er werde sich den Band schleunigst besorgen. Wir verabschiedeten und gingen unserer Wege.

U verbringt das Wochenende in Trier, wo sie sich mit ehemaligen Kommilitoninnen trifft. Sie wohnt im Gästehaus der Barmherzigen Brüder und ist des Lobes voll. Es sei absolut ruhig und beherberge durchweg freundliche Menschen. Eben rief sie vom Fuß der Marx-Statue an, die die chinesische Regierung der Stadt Trier 2018 zum 200. Geburtstag von Karl Marx gestiftet hat und die in Sichtweite des Wohnhauses der Familie Marx aufgestellt wurde. Selbst am Sonntagmorgen seien dort schon große Gruppen chinesischer Touristen versammelt, die eine wahre Fotoorgie veranstalteten. Jeder wolle mal auf einem Bild mit dem Heroen der heutigen Staatsführung erscheinen. Ob Marx das recht wäre, wage ich zu bezweifeln. Wenn man bei der Rückkehr ein Selfie mit Marx vorweisen kann, gibt es eine Gutschrift auf dem Sozialkreditkonto, vermute ich. Es gibt auch ein Foto von mir vor der Marx-Statue. Mein Freund Herbert und ich waren 2018 in Trier, um die große Marx-Ausstellung zu besuchen, und bei dieser Gelegenheit hat er mich dort fotografiert.

Ich las aus Anlass dieses Besuches ein Buch von Alfred Schmidt, das *Marx als Philosoph* heißt und gerade im zu Klampen-Verlag erschienen war. Schmidt hatte sich bereits zu einer



Alfred Schmidt (Mitte), Aufnahme aus den 80er Jahren
HV, [CC BY-SA 3.0](#), via Wikimedia Commons



Alfred Schmidt
Marx als Philosoph
zu Klampen Verlag, 3/2018,
Pb, 204 S., 22 €, ISBN: 978-
3866745704

Zeit mit Marx beschäftigt, als das in Westdeutschland noch weitgehend tabuisiert war. Marx durfte nur hinter vorgehaltener Hand genannt werden. Schmidt erinnert sich: „Das war ein merkwürdiges Klima, das führte so weit, dass Plessner an Adorno eine witzige Karte aus Trier schickte: ‚Beste Grüße aus der Geburtsstadt Hegels.‘ Das heißt, man hat sich hinter einem gewissen Hegelianismus verschanzt, meinte aber in Wahrheit etwas anderes, die Zeitläufte waren dem aber derart ungünstig, dass sich diese äsopische Sprache eben empfahl. Das geistige Klima jener Zeit war angesichts des massiven Drucks von außen derart vergiftet, dass jeder, der Marx auch nur positiv erwähnte, riskieren musste, als Stalinist abgetan zu werden. Daher wohl die äußerste Zurückhaltung, die sich die Vertreter der Kritischen Theorie in dieser Frage auferlegten.“ Alfred Schmidt, der einer der letzten Repräsentanten der authentischen Kritischen Theorie war, ist 2012 gestorben.

Werde nun bei sonnigem Herbstwetter mit besagtem Herbert ein wenig die Lahn entlanggehen. Wobei gehen ein Euphemismus ist: Zwei alte Männer schleichen an ihren Nordic Walking-Stöcken so dahin. Aber besser als nichts, und noch bewegen wir uns.

Auf dem Rückweg sah ich einen sterbenden Hund. Ein Golden Retriever trottete langsam hinter seiner Besitzerin her, brach dann auf den Gehweg zusammen und rührte sich nicht mehr vom Fleck. Auch auf Leckerli-Angebote ging er nicht ein. Die Frau kniete sich vor ihm hin, streichelte ihn und redet ihm gut zu. Keine Reaktion. Als ich fragte, was los sei, sagte die Frau: „Es geht ihm nicht gut.“ „Gibt es Krankenwagen für Hunde“, fragte ich in meiner Ratlosigkeit. Die Frau lächelte und sagte: „Nicht, dass ich wüsste.“ Ich bestieg mein Rad und fuhr in melancholischer Stimmung nach Hause.

„Ich bin schon achtzig Jahre alt und muss weinen, wenn ich daran denke, dass ich vergeblich geschrieben habe: Die Menschen haben nichts gelernt und sich nicht gebessert.“

(Tolstoi im Gespräch mit Gorki)

In den Nachrichten hörte ich, dass in *Sharm El-Scheich* in Ägypten wieder einmal die Weltklimakonferenz tagt. Wenn es einen Zusammenhang von Klimaschutz und wahrhafter Demokratie gibt, wovon ich überzeugt bin, ist die Wahl dieses Konferenzortes ein ähnlicher

Fehlgriff wie die Vergabe der Fußball-WM nach Katar. Obwohl Fußball mit Diktaturen eher kompatibel ist als Klimaschutz. In Ägypten sitzen nach Auskunft von Menschenrechtsorganisationen rund 60.000 Oppositionelle in Gefängnissen und werden dort unter Umständen gefoltert. So auch Alaa Abdel Fattah, der sich zur Zeit im Hungerstreik befindet und dessen Leben auf Messers Schneide steht. Ein Großteil der letzten zehn Jahre hat er im Gefängnis verbracht. Ihm wird von der Regierung vorgeworfen, „falsche Nachrichten“ verbreitet zu haben, was in Ländern wie Ägypten soviel heißt: die Wahrheit.



Wolkenkratzer in Katar

Bild von [Brigitte Werner](#) auf [Pixabay](#)

Da fällt mir ein, dass das Klima-Spektakel 2012 auch bereits einmal in Katar stattgefunden hat, was die Sache nicht besser macht. Vierzehn Tage treffen sich nun über 40.000 Menschen aus aller Welt und reden übers Klima. Eine sich jährlich wiederholende Farce, die dazu dient, uns Sand in die Augen zu streuen und so zu tun, als unternähme man etwas gegen den sich anbahnenden planetarischen ökologischen Kollaps. Schon dass diese 40.000 Teilnehmer mit dem Flugzeug anreisen und in klimatisierten Hotels wohnen, spottet den Zielen der Veranstaltung Hohn. Außer heißer Luft und wohlklingenden Absichtserklärungen kommt bei solchen Konferenzen seit Jahren nichts heraus. Das Beste, was die Teilnehmer für Klima tun könnten, wäre, wenn sie zu Hause geblieben wären. Allein dadurch würden über 100.000 Tonnen CO² eingespart. Mathieu Kassovitz hat in seinem Film *Hass* unsere Lage mit der eines Mannes verglichen, der in einem Hochhaus aus dem obersten Stockwerk springt und bei jedem Stockwerk, an dem er vorüberfliegt, ausruft: „Bis hierher ist es gut gegangen“. Entscheidend, merkt Kassovitz lakonisch an, sei allerdings nicht der Flug, sondern die Landung.

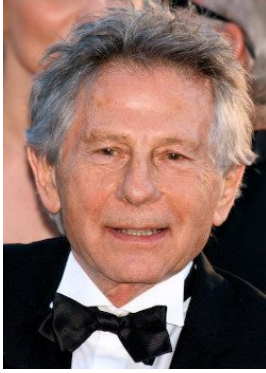
*

Gestern machte der WM-Botschafter von Katar auf sich aufmerksam, weil er seine Zunge nicht im Zaum halten konnte und sich verplappert hat. Schwulsein sei eine Geisteskrankheit, ließ er verlauten, und hätte in Katar nichts verloren. Das Interview, das er der ARD gerade gab, wurde abgebrochen, bevor der Imageschaden noch größer werden konnte. Das war, nebenbei bemerkt, auch in unseren Breiten bis vor Kurzem die vorherrschende Meinung. Es ist noch nicht lang her, da erboten sich Therapeuten, Homosexualität zu therapieren. Im Zusammenhang mit der Fußball-WM werden nun Forderungen erhoben, die Familien der bei den Bauarbeiten ums Leben gekommenen Arbeiter zu entschädigen. Tausende Sklavenarbeiter sollen ums Leben gekommen oder schwer verletzt worden sein. Sie haben unter unmenschlichen Bedingungen gehaust und sind einfach vernutzt worden. Manche Organisationen gehen sogar so weit, eine Entschädigung für erlittene „Ausbeutung“ zu fordern. Fälle von Ausbeutung seien dokumentiert. Es ist interessant zu beobachten, dass der Begriff Ausbeutung in den letzten Jahren einen Bedeutungswandel durchgemacht hat. Ausbeutung ist nur noch das, was gewissermaßen überschüssig und atavistisch ist. Ausbeutung gibt es in anderen Teilen der Welt und an den Rändern unserer Gesellschaft. Wo Tariflöhne gezahlt werden, soll angeblich keine Ausbeutung existieren. Die Grenze verläuft beim Mindestlohn, darunter beginnt die Ausbeutung. Das ist natürlich Quatsch, denn Ausbeutung ist das Wesen unseres Wirtschaftssystems und sein dominierendes Motiv. Der Kapitalismus basiert auf der Ausbeutung der Ware Arbeitskraft. Deren Geheimnis besteht nach Marx darin, dass sie im Produktionsprozess mehr Wert erzeugt, als sie selbst besitzt. Diese Differenz ist die Quelle des Mehrwerts und des Kapitalprofits. Investitionen werden unter dem Aspekt des zu erwartenden Profits getroffen und der stammt nach wie vor aus der Ausbeutung der Ware Arbeitskraft. Ausbeutung ist die Grundlage unseres Geschäftsmodells und beginnt nicht erst dort, wo die Grenzen zur Sklaverei überschritten werden. Schön wär's, wenn mit dem Verschwinden bestimmter Begriffe auch die Sache selbst verschwände. Seit der Kapitalismus gesiegt hat, nennen wir ihn Marktwirtschaft und glauben, damit seien so hässliche Dinge wie Ausbeutung und Unterdrückung überwunden.

**Ausbeutung ist das
Wesen unseres Wirtschaftssystems und
sein dominierendes
Motiv**

*

Abends sah ich dann den Film *Der Pianist* von Roman Polanski, der mich noch einmal – ich habe den Film vor zwanzig Jahren im Kino bereits gesehen - sehr ergriffen hat und mehrfach zum Weinen brachte. Beeindruckt hat mich wieder die schauspielerische Leistung von Adrien Brody als Władysław Szpilman. Bilder und Sequenzen gingen mir nach. Die Bilder der Warschauer Trümmerlandschaften im Film schoben sich über die aus der Ukraine von heute. Das gab dem Film eine unerwartete und erschreckende Aktualität, die mich stundenlang nicht ein-



Roman Polanski

Foto: [Georges Biard](#) [CC BY-SA 3.0, via [Wikimedia Commons](#), CC BY-SA 3.0, via [Wikimedia Commons](#), keine Änderungen

schlafen ließ. Zum Beispiel, wenn der Wind Schneeflocken durch die Fensterhöhlen in eine ausgebombte Wohnung treibt, in der jemand Schutz gesucht hat. Für viele Ukrainer in diesem Winter traurige Realität.

„Institutionen leben so lange wie die Idee, die sie trägt, wie schon Saint-Simon sagte. Hatte die Bundesrepublik keine, war sie eine Fehlgeburt, was ja Boveri, Sethe, Augstein, Wenger 1961 nicht direkt ausgesprochen, aber angenommen hatten.“

(Harry Pross)

Die ARD veranstaltet zur Zeit eine Themenwoche zu der Fragestellung: Was hält unsere Gesellschaft zusammen? Meine schon oft vorgetragene These dazu lautet: Wenn über Fragen des Zusammenhalts einer Gesellschaft und ihrer sie tragenden Werte ernsthaft gesprochen werden muss, ist es eigentlich bereits zu spät. Eine funktionierende und gut integrierte Gesellschaft muss darüber nicht diskutieren. Der Zusammenhalt ist da, wie die Luft, die die Menschen umgibt und die sie atmen. Mit den Werten verhält es sich ähnlich wie mit den Vitaminen: Man merkt ihre Bedeutung erst dann, wenn es einem an ihnen mangelt. Nur dass es Werte nicht als Brausetabletten gibt, die man als Nahrungsergänzungsmittel zu sich nehmen kann. Es rächt sich nun, dass der Zusammenhalt in einer kapitalistischen Gesellschaft vom Markt gestiftet wird und dass es außer Geld nichts gibt, was ihre Mitglieder interessiert und zusammenhält. Die Marktvergesellschaftung ist expansionistisch und zehrt die verbliebenen Gemeinschaften, ihren Widerpart, auf. Unter dem Neoliberalismus ist der Tauschwert bis in die Poren des Alltagslebens vorgedrungen und hat die letzten Reste traditioneller Gemeinschaftlichkeit zerstört. Die Vermittlungen und Zwischenstufen, die das Individuum vom Markt trennten und es vor ihm schützten, werden geschleift. Die Menschen werden vom Markt vollständig vereinnahmt und sie erleben ihr Leben nur noch als sinn- und ziellosen individualistischen Kampf aller gegen alle. Wir sind in den Zustand einer a-sozialen Dekadenz eingetreten und befinden uns in moralischer Auflösung.

Die Menschen werden vom Markt vollständig vereinnahmt und sie erleben ihr Leben nur noch als sinn- und ziellosen individualistischen Kampf aller gegen alle

„Für den Revolutionär ist die Welt schon immer reif gewesen. Was im Rückblick als Vorstufe, als unreife Verhältnisse erscheint, galt ihm einmal als letzte Chance der Veränderung. Er ist mit den Verzweifelten, die ein Urteil zum Richtplatz schickt, nicht mit denen, die Zeit haben.“

(Max Horkheimer)



Foto: <https://letztegeneration.de/>

Gestern Abend gab sich Markus Lanz in seiner nach ihm benannten Sendung mal wieder in seiner bürgerlichen Beschränktheit zu erkennen. Er redete sich bei dem Versuch, einer jungen und klugen Klimaaktivistin der *Letzten Generation* Paroli zu bieten, in Rage: „Sie sitzen hier mit 20, Sie müssten optimistisch sein, Sie müssten Zutrauen haben in die Fähigkeit von Menschen und in die Fähigkeit zur Anpassung“, meint der Moderator. Stattdessen wird rumgenölt und einer auf Pessimismus gemacht. Woher ein junger Mensch das Zutrauen in die Fähigkeit der Menschheit nehmen soll und wie er unter heutigen Bedingungen das Kunststück fertig bringen soll, optimistisch zu sein, verriet er uns nicht. Man konnte spüren, wie sehr ihn die Argumente der jungen Frau verunsicherten. Ihre existentielle Radikalität barg mehr Wahrheit, als er auszuhalten imstande war, und so schlug er um sich und wurde unfair. Er versuchte, seine ganze mediale Routine auszuspielen und die junge Frau in die Enge zu treiben. Das gelang ihm aber nicht, weil seine Vorwürfe an deren gleichbleibender Sachlichkeit und Freundlichkeit abprallten. Sie hatte so gar nichts Verbissenes und Verbittertes und beinahe die komplette Wissenschaft auf ihrer Seite, was ja ein neues Phänomen ist. Lanz' Argumente ka-

men aus einer anderen Welt, von jenseits eines Grabens, der unüberbrückbar schien. Er sorgte sich um die von Aktivisten mit Tomatensoße und Kartoffelbrei traktierten Kunstwerke: „Das ist ein van Gogh! Das ist doch nicht irgendwas!“

Trittin wird sich erinnern haben, dass die 68er an dieser Stelle gesagt hätten: „Scheiß auf eure Kunst, das ist der Zuckerguss auf dem Misthaufen des Kapitalismus. Es geht nicht um euren van Gogh, sondern die Befreiung Vietnams vom US-Imperialismus!“ Angesichts der Dringlichkeit der zu ergreifenden Maßnahmen, kommen den jungen

Leuten die Sorgen eines Lanz läppisch vor. Carla Rochel erwiderte: „Was wird aus der Kunst, wenn die Fluten steigen? Was ist unser Kartoffelbrei gegen das Versinken der Kunst im Meer?“ Und sie hatte recht mit diesem Argument. Vor rund einhundert Jahren wies Max Horkheimer, der damals auch ein ungebändigter junger Rebell gewesen ist, diesen Typus von Kritik mit dem Hinweis zurück: „Bürgerliche Kritik am proletarischen Kampf ist eine logische Unmöglichkeit.“ Das habe ich immer so verstanden: „Da könnt ihr nicht mitreden, weil ihr nicht kapiert, worum es geht.“ Anders steht es mit solidarischer Kritik, die die Prämissen und Ziele teilt und von einem in etwa vergleichbaren Boden aus argumentiert. Solidarische Kritik kommt nicht von oben oder von jenseits einer Klassenschranke.

Solidarisch kann man sich durchaus streiten, zum Beispiel über die Frage, ob die angewandten Mittel zum erwünschten Ziel führen oder es eher torpedieren. Daran kann man im Falle der Aktionsformen der Letzten Generation durchaus Zweifel anmelden. Aber immer sollte, wer sich einen Rest von Sensibilität bewahrt hat, sich fragen, warum die Mehrheit in unserer Gesellschaft so abgestumpft ist, dass sie sich mit fast allen Scheußlichkeiten abgefunden und arrangiert hat, statt den jungen Aktivisten Vorwürfe zu machen, die mit verzweifelten Mitteln versuchen, sie aus ihrer Lethargie aufzuscheuchen. Die Züricher Jugendunruhe von Anfang der 1980er Jahre hat für die berühmte schweigende und passive Mehrheit den Begriff „Stuporbürger“ geprägt. Sie haben aus den Existenzzwängen den Weg in die Versteinerung ihrer selbst gewählt. Sie sind erstarrt, möglichst nichts soll sich ändern. Dass der Planet vor die Hunde geht, scheint sie kalt zu lassen. Sie lassen es zu, dass Politik und Wirtschaft Umwelt und Natur zerstören und die Welt ihrer Kinder und Enkel den tödlichsten Gefahren aussetzen. Um ihrer Ruhe willen nehmen sie unliebsame Tatsachen nicht zur Kenntnis, blenden Teile der Realität aus und denken sich die Welt nach ihren Bedürfnissen zurecht. Demgegenüber sind Angst, Panik und Wut, die Klimaaktivisten mitunter artikulieren, die deutlich angemesseneren Reaktionsweisen.

Ihre existentielle Radikalität barg mehr Wahrheit, als er auszuhalten imstande war, und so schlug er um sich und wurde unfair

Solidarisch kann man sich durchaus streiten, zum Beispiel über die Frage, ob die angewandten Mittel zum erwünschten Ziel führen oder es eher torpedieren



Foto: <https://letztegeneration.de>

Der alte KB-Genosse Trittin fühlte sich wohl in seine eigene Jugend zurückversetzt und sprang der jungen Frau gelegentlich hilfreich zur Seite. „Welche Hoffnung geben wir denn unseren Kindern? Menschen müssen träumen können!“, fand er. Zukunft ist der Projektionsraum für Wünsche und Sehnsüchte, und genau um die werden die jungen Leute heute betrogen. Dann dürfen wir Älteren uns nicht beschweren, wenn sie in ihrer Verzweiflung mitunter zu etwas seltsamen, uns verstörenden und taktisch unklugen Protestformen greifen. Das punktuelle Bündnis von Jürgen Trittin und Carla Rochel fand ich ganz sympathisch.

Die junge Frau hat mich beeindruckt und von manchem Vorurteil kuriert. Sie hat mein Bild und meine Beurteilung der Blockade-Aktionen korrigiert und verändert. Eine nicht beabsichtigte Nebenwirkung, ein Kollateral-Nutzen, einer Talk-Show, die sicher nicht intendiert war. Zur Ehrenrettung von Markus Lanz muss immerhin gesagt werden, dass er das Risiko eingegangen ist, Carla Rochel einzuladen und sie zu Wort kommen zu lassen.

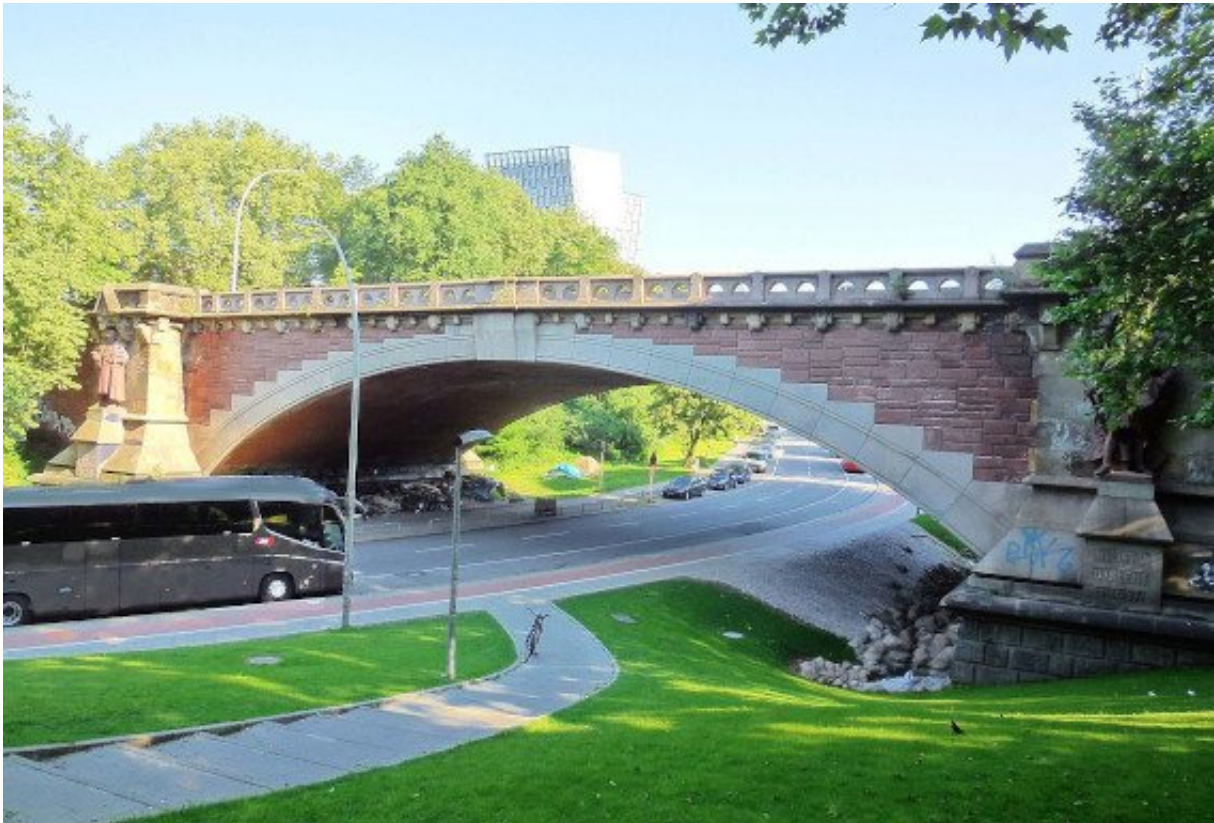
„Wie das Tier in der Dämmerung sollte sich auch der Mensch im Alter in eine gut versteckte, dunkle und einsame Höhle verziehen.“

(Imre Kertész)

Für mich sind diese nebligen Novembertage stets mit Melancholie verbunden. Vater und ich fuhren um diese Jahreszeit von Kassel aus nach Arolsen zu Mutters Grab. Ich habe in [Teil 15 der DHP](#) bereits einmal von diesen Fahrten berichtet. Es nieselte in meiner Erinnerung stets, ich stand verloren herum, irrte durch die Reihen der Gräber und fror. Nebel lag über den Gräbern. Vater entfernte die verblühten Pflanzen und bedeckte Mutters Grab und das einer Cousine, die an Diphtherie gestorben war, mit Tannenzweigen. Es war schon dunkel, als wir nach Kassel zurückfuhren, was mit unserem kleinen Lloyd immer ein Abenteuer war und lang dauerte. Manchmal gab es Pannen und die Fahrt zog sich endlos hin. Einmal, als wir in Kassel ankamen, war die Feuerwehr da, hatte eine Leiter an den Balkon unserer Wohnung gelehnt und war in die Wohnung im zweiten oder dritten Stock eingedrungen. Jemand hatte Alarm geschlagen, als Roswitha auf Klingeln nicht öffnete oder nicht ans Telefon ging. Sie wurde ins Krankenhaus transportiert und bekam den Magen ausgepumpt. Sie hatte Schlaftabletten genommen, die überlagert und nicht mehr richtig wirksam waren. Die Folge war, dass Vater einwilligte, nochmal Kinder zu zeugen, was er ursprünglich nicht vorgehabt hatte. Die Familie um mich herum wuchs und ich geriet an den Rand. Ich war eine mitgeschleppte Altlast und fühlte mich im neuen familiären Umfeld wie im Exil. Solche Erinnerungen und Gefühle steigen um diese Jahreszeit stets bei und in mir auf und ich habe Mühe, den Kopf über der Wasseroberfläche der Realität zu behalten und nicht allzu trübsinnig zu werden. In den Jahren vor dem politischen Erwachen war diese Jahreszeit die schlimmste für mich. Ich spüre, wie nun, da die Reste der Revolte erlöschen und einschlafen und die Verhältnisse wieder bleiern werden, auch die alte Melancholie wieder von mir Besitz ergreift. Die Revolte war, worauf Paul Parin hingewiesen hat, für manch einen von uns auch eine Art von Therapie. Nach der Revolte schlagen die alten Neurosen und sonstigen Beschädigungen wieder zu, vom fortschreitenden Alter zusätzlich begünstigt und manchmal verschlimmert. Die Revolte hatte unsere Lebenstrieb mit Nahrung versorgt, ihr Ende lässt das prekäre Gleichgewicht von Lebens- und Todestrieb zugunsten des Todestriebs kippen. Was ist dagegen zu tun? Ich weiß es nicht.

„Zu der Bettlerin, die zudringlich wurde, sagt die Besitzerin des Restaurants, und sie zeigt dabei auf die Langusten essenden Gäste: ‚Versetzen Sie sich doch in die Lage dieser Herrschaften.‘“

(Albert Camus)



Kersten-Miles-Brücke in Hamburg, 2016

Jo.Fruechtnicht, [CC BY-SA 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/), via Wikimedia Commons, keine Änderungen

„Zwischen St. Pauli und Hamburg-Neustadt befindet sich ein Ort, der mehr erzählt, als er will. Unter der Kersten-Miles-Brücke liegen spitze Steine, die optisch scheinbar mustergültig ins Gesamtbild der Unterführung passen. Wer nicht weiß, welchen Zweck die ästhetisierten, in den Boden betonierten Spitzbrocken erfüllen, findet das Ambiente vielleicht heimelig. Tatsächlich liegen die Steine hier, damit Obdachlose nicht mehr unter der Brücke schlafen können. 100.000 Euro hat sich Hamburg diese Umgestaltung kosten lassen.“

Christian Baron, dem wir die Erinnerung an diese bereits im Jahr 2011 vollzogene Schikane verdanken, fragt in der Süddeutschen Zeitung vom 11. November 2022 zu recht, warum die Kersten-Miles-Brücke keine Berücksichtigung im Rahmen der ARD-Themenwoche „Wir gesucht. Was hält uns zusammen?“ fand. Eine mögliche Antwort wäre: Weil die Armut weiter zugenommen hat und diese Gesellschaft sich darauf festgelegt hat, es sich etwas kosten zu lassen, ihre Ursachen bestehen zu lassen und ihre Folgen repressiv zu bekämpfen. Im günstigsten Fall alimentiert der Staat die Armen, aber an die Ursachen der Armut kann und will er nicht rühren. Obdachlose werden behandelt wie Tauben, an deren Landeplätzen man spitze Abweiser anbringt. Die Grundlage des scheinbaren Paradoxons Armut in einer Überflussgesellschaft besteht in folgendem: Armut existiert nicht, es gibt nur Arme. Das heißt, anders ausgedrückt: Menschen, die für ihre Armut verantwortlich sind. Das Elend ist keine strukturelle Konsequenz der gesellschaftlichen Organisation und ihrer Eigentumsverhältnisse, sondern

liegt jeweils in der Person des Elenden selbst begründet. Es gab einmal eine Zeit, da erblickte man im Pauperismus eine objektive und notwendige Konsequenz des kapitalistischen Gesellschaftssystems. Selbst bürgerliche Reformer hatten sich diesen Gedanken zu eigen gemacht. Spätestens unterm Neoliberalismus setzte sich der oben skizzierte neue Interpretationscode der Armut und „abweichenden Verhaltens“ durch. Die Folge war die fatale Programmatik, die sich auch in der Sozialdemokratie durchsetzte: Nicht der Armut den Krieg zu erklären, sondern den Armen. Da es Arme gibt, obwohl dazu keinerlei strukturellen Gründe bestehen, müssen diese die Armut als Keim in sich selber tragen. Der letzte Schrei: Die Armen und Langzeitarbeitslosen sollten einen Coach zur Seite gestellt bekommen, der ihnen bei der Suche nach ihren Defiziten und deren Behebung behilflich ist. Auch solche gut gemeinte Vorschläge bleiben dem Paradigma verhaftet, dass die Ursachen der Armut in der Person des Armen zu suchen und zu beheben sind.



Über das Titelfoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit <https://www.3sat.de/film/spielfilm/der-fall-wilhelm-reich-100.html>. Der Film ist verfügbar bis 16.10.2022. Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab’ ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ 2018 im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

➤ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

➤ [Alle aktuellen Texte im GEWerkschaftsMAGAZIN](#)